

(Nachdruck verboten.)

30]

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knochel.

Die Luis sah das Gefängnis. Visionär zog es an ihr vorbei. Gitterfenster sah sie, und dahinter —

Sie stieß einen gellenden Schrei aus. Und dann sank sie ohnmächtig in des Bruders Arme.

Der trug sie ins Bett, rieb ihre Schläfen mit Wasser und wartete, wartete in zitternder Angst, bis sie die Augen aufschlug.

Es dauerte lange. Den Christian dünkte es Stunden.

Als sie zum Bewußtsein kam, umkrampfte sie des Bruders Arm. „Bleib bei mir!“ flehte sie, „bleib bei mir, bis Dein Zug fährt!“

Er willfahrte ihr, und sie schloß die Augen und hielt seine Hände.

„Kommt der August heut nicht?“ fragte der Christian nach einer Weile.

Sie schüttelte den Kopf.

„Er is mit en paar Kamerade en weite Tour mache . . .!“ Und dann schwiegen sie wieder.

Den Christian quälte das Verlangen nach der Paula. Es war wider denn je, während er still am Bett der Schwester saß.

Ob sie auf mich wartet? dachte er. Oder ob ihr die Zeit lang geworden ist und sie mit . . . mit . . .? Aber nein! Das tat sie nicht! Sie beschwor's ihm jedesmal, und dabei sah sie ihm fest in die Augen! Es war lächerlich, so etwas nur zu denken . . .! Und er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

Wieder sah er eine Weile

Herrgott, kann ich das aushalten? fragte er sich. Es war ihm, als müsse er zur Paula stürzen. Und er stellte sich ihre Augen vor, diese schwimmenden blauen Augen, in die er nicht schauen konnte, ohne daß ihn ein Zittern durchrannte. Und dann sah er ihre ganze volle Gestalt.

Der Schweiß stand auf seiner Stirn.

Wozu diese Vorstellungen, diese Phantasien? Sie machten ihn ja rasend!

Sollte er sich von den dünnen Fingern befreien, die sich so fest und heiß um seine Hand spannten?

Er dachte an die Emma, und dabei kam ihm der Blick der Paula in den Sinn. Dieser Blick, der ihn damals rasend gemacht hatte. Ja die! Die ist zu allem fähig! schrie es laut in ihm.

Und ich hab den Schwüren dieses Mädchens geglaubt! Ja! Ja! Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn. Ja hab ihren Schwüren geglaubt! Was mag sie sich gefreut haben, über den dummen Christian! Wie hat sie sich wohl lustig gemacht über mich bei ihren anderen Liebhabern!

Anderer Liebhaber, ha! Ihm schwindelte doch bei dem Gedanken!

Die Dual hekte ihn vom Stuhl auf. Er machte eine Bewegung, um seine Hand von den Fingern der Luis zu befreien. Da schlug sie die Augen auf.

„Christhan —“ sagte sie und schaute ihn flehend an. Und er setzte sich.

„Ja, ja . . .!“ sagte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn, seine Stimme klang rau.

Und auch über die Luis kam wieder die Angst. Was kann ich tun, was kann ich tun? Wie kann ich das Unglück verhüten? dachte sie in einem fort. Die eine Frage hekte im Kreise durch ihr Hirn, immerfort, immerfort!

Ob sie jetzt wohl mit einem andern läuft, die Paula? dachte der Christian, und er glaubte ihr Lachen zu hören. Der Christhan, hahaha! der dumme! Läßt sich an der Nas' herumführen! Er ballte die Faust und knirschte mit den Zähnen. Der Christhan, der dumme! Hahaha!

In der Küche tickte die Uhr gleichmäßig. Es war, als verhöbne sie den Gedanken galopp der beiden Menschenkinder, die wortlos beisammen saßen.

Hin-her! Hin-her! — —

„Ah!“

Draußen begann es zu dämmern, in der Stube wurde es Nacht.

Und dann kamen die Kinder heim und die Marie.

„Christhan, um alles in der Welt, Du mußt auf die Bahn!“ rief der Johann.

Er brachte dem Bruder Stock und Gut. „Darf ich Dich begleiten?“ fragte er.

Der Christian nickte und reichte der Luis die Hand.

„Es tut mir leid, daß Du Dich aufgereggt hast wegen mir! Und grüß den Vater,“ sagte er.

„Christhan!“ flehte sie und sah ihn an. „Du weißt, ich mein's nure . . . Ach Gott, ich möcht ja alles für Dich tun!“ Sie schluchzte auf.

Er fuhr mit der Hand über ihr weiches Haar. Sie waren sonst nie zärtlich zu einander.

Dann ging er in die Nacht, die angstvollen Gedanken der Luis hekten hinter ihm her.

Wenn er ihr begegnen tät mit dem Härter am Arm, oder mit sonst einem? Was dann? — Sie zitterte.

Aber nein, nein! beruhigte sie sich, die Paula is schlau! Wo sie weiß, daß er da is!

Und wenn's am End wahr wäre, was sie dem Christian geschworen hatte? Doch sie verachtete den Gedanken. Sie kannte die Paula.

Aber der Christian, der Christian?! Wenn der sie mit einem trifft! Wenn der weiß, daß sie ihn betrügt — ha! Der kalte Schweiß stand auf ihrer Stirn, und ihre dünnen fieberheißen Finger krampften sich ineinander.

Was kann ich tun! Wie kann ich ihm helfen! Wie kann ich das Schrecklichste verhüten, das Schrecklichste? . . .

Lange wälzte sich die Luis an jenem Abend schlaflos im Bett. Ihre Wangen brannten, ihre Stirn und ihre Finger. Und ihre Kehle war wie ausgetrocknet. Wenn sie die Augen schloß, war ein wildes Sprühen von Funken rings um sie her. Die wirbelten erst wild durcheinander, wurden zu einer Garbe und drehten sich dann im Kreise wie ein Rad. Und sie preßte die Hände an die Stirn. Aber die Hände waren ebenso heiß wie die Stirn.

Langsam hörte das Rad auf sich zu drehen. Es wurde still. Und die Luis wußte nichts mehr.

Als sie nach einer Weile plötzlich erwachte, faltete sie die Hände und setzte sich im Bett auf.

Ich muß die Paula überreden, daß sie vom Christian abläßt. Die Paula muß em sage, oder schreibe, daß sie en nit heirate will, dann wird alles gut!

Sie legte sich um und schlief ein, die Hände auf der Brust gefaltet.

23.

Als die Luis am andern Morgen aufstehen wollte, taumelte sie.

Die Aufregung von gestern liegt mer halt noch in den Gliedern, dachte sie mit müdem Lächeln. Ich bin überhaupt gar nix mehr wert, die lezt Zeit!

Sie zog sich an und begann zu arbeiten, aber überm Kartoffelschälens ward sie schwindlig.

Die ganze Küche drehte sich im Kreise um sie, und dann wußte sie nichts mehr.

Als sie zu sich kam, lag sie mit offenen Kleidern auf ihrem Bett und aus der Küche tönte der Marie Stimme zu ihr herüber.

„Es geht all schlecht mit em,“ sagte sie.

Die Luis horchte auf. War von ihr die Rede?

„Ja, ja . . .! Ich hab se die lezt Zeit als mal betracht!“ Das war Frau Hampel. „Sie gefällt mer nit, und ich muß dann immer an die Emma . . .!“

Mit vorgestrecktem Hals, atembaltend saß die Luis. Ihre Augen quollen hervor. Sie hatte die Zähne fest aufeinander gepreßt. „Die Emma!“ hörte sie noch, dann verwirrte sich alles um sie her. Ein paar Töne verriethen sie noch, die kamen wie aus weiter Ferne, und dann ward Nacht rings um sie.

Als sie wieder zu sich kam, stand der Arzt an ihrem Bett. Er fühlte ihren Puls.

„Wie geht's?“ fragte er dabei.

„Ach!“ Sie fuhr sich mit der Hand über Augen und Stirn. „Es war mir e bißche schwindelig, aber jetzt . . .!“ Sie richtete sich auf, „jetzt is mer's gut, ich kann aufstehn!“

„Nein,“ sagte der Doktor, „aufstehn! Sie sind nicht ganz klug! Ein paar Tage müssen Sie mindestens im Bett bleiben!“

„Ein paar Tage?“ Sie sah den Mann mit entsetztem Gesicht an. „Ein paar Tag?“ wiederholte sie. Und dann kamen ihr die Tränen.

„Ich hab ja kein Zeit!“ sagte sie und zerrte mit ihren zitternden Fingern an der Bettdecke herum.

„Ich hab kein Zeit! Kein Zeit!“

„Ich muß doch zum Paula, dachte sie, ich muß mit dem doch rede, eh der Christian kommt! Sie muß em noch schreibe, eh er kommt . . .“

Sie zitterte ärger und schluchzte lauter. „Ich muß aufstehe, ich muß aufstehn! Ich hab kein Zeit im Bett zu liegen! Nein, nein, ich hab kein Zeit!“

Ihre Wangen brannten.

„Sie dürfen nicht!“ jagte der Arzt kurz und hart. Dieses schwindische Mädchel auch noch hysterisch! und er zuckte die Achseln.

Die Luis aber schlug die Hände vors Gesicht und weinte fassungslos. Ihr ganzer Leib bekte.

„Wir müssen was zur Beruhigung geben,“ sagte der Doktor zur Marie und verschrieb Morphium.

Die Frau schickte den kleinen Ludwig gleich in die Apotheke.

Und das Morphium tat seine Wirkung. Die Luis ward still. Sie lag in wohligem Halbschlaf und verlangte nicht mehr aufzustehen an dem Tage.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Küsten und fjorde.

Wohl nur wenigen Besuchern der Meeresküsten, ja selbst nicht einmal den Küstenbewohnern selbst dürfte es so recht zum Bewußtsein kommen, aus welchem Grunde die Küstengegenden einen so eigentümlichen Reiz ausüben. Zweifellos bietet der unermessliche Ozean mit seinem Bogen und Wellen dem Auge und dem Gemüte so viel Reizvolles und Erhebendes, daß man immer wieder mit staunender Bewunderung den Blick über die Wasserfläche schweifen läßt. Aber dies ist doch nur ein Moment, das uns den Aufenthalt an den Küsten lieb und wert macht, ein anderes weniger zum Bewußtsein gelangendes Moment bildet die Harmonie der Küsten, und gerade sie ist es wohl, die den dauerndsten Eindruck zurückläßt.

Diese so sanft gebogenen Linien rollen sich mit einem wunderbaren Rhythmus ab, der das Auge erfreut und entzückt. Sie haben in ihrer geometrischen Entwicklung so viel natürliche Anmut, daß man bei ihrer Betrachtung ein instinktives Wohlgefühl empfindet, das noch durch die auf- und niedergehende Wellenbewegung an der Küste erhöht wird. An welchem Punkte der Küste man sich immer befindet, stets sieht man die große, von den Fluten gebadete Sandkrümmung sich nach einem regelmäßigen Profil bis zu einem mehr oder weniger entfernten Punkte entwickeln, gegen den die Fluten anstürmen. Man sieht den mächtigsten Arbeiter der Welt, den Ozean, an seinem Werke, und man wird verwirrt bei dem Gedanken an die Unermesslichkeit der Zeitalter, die die Kräfte der Natur gebraucht haben, um eine so vollendete Harmonie zwischen Flut und Ufer, zwischen Meer und Kontinent herzustellen.

Die Küsten der meisten Bergländer, die von den Fluten des Meeres seit Tausenden von Jahrhunderten gepöckelt werden, sind nicht weniger grazios gezeichnet als die Ufer der niedriger gelegenen Länder. Bemerkenswerte Beispiele jener regelmäßigen Formation zeigen sich auf allen Felsküsten des Mittelmeers, in Spanien, in der Provence, in Ligurien, in Griechenland; dort richtet jedes Vorgebirge als hohes Riff seinen Endpunkt auf; jedes Tal, das zu dem Meer herabsteigt, endet in einer feinen Sandküste mit vollkommen runder Krümmung. Steile Felsen und sanft geneigte Küsten wechseln so am Strande in harmonischer Weise, während im Innern die Spitzen und Abhänge der Gebirge, die Kulturen der Täler, die auf den Höhen oder Abhängen zerstreuten Städte und der unaufhörlich wechselnde Anblick des Wassers eine große Mannigfaltigkeit in die grandiose Einförmigkeit der Landschaft bringen.

Höheren Reiz aber noch gewähren jene Länder, deren Ufer tiefe Einschnitte in das Land aufweisen. Unter Kennern der Natur lautet heute das Urteil vielfach dahin, daß die schönsten und interessantesten Gebiete von Europa neben den Alpen und Italien diejenigen seien, die solche Einschnitte aufweisen. Sämtliche Länder mit einer derartigen Küstenbildung liegen in großer Entfernung vom Äquator, in der Nachbarschaft der Polarzone. In Europa sind die westlichen Küsten Scandinaviens vom Vorgebirge Lindenas

bis zum Nordkap durch eine Reihe von Fjords oder verzweigter Golfe zerlegt. Nicht nur das Ufer des Festlandes, sondern auch alle Inseln, die eine Art Parallellinie zu den norwegischen Plateaus bilden, sind von kleinen Fjords durchschnitten, die sich in ungeheuren Alleen drehen und wenden. Unter den Einschnitten, die den Küsten eine Einfassung von unzähligen, mehr oder weniger parallelen Halbinseln geben, sind die einen ziemlich einförmig von Anblick und gleichen gewaltigen, in den Kontinent gegrabenen Kanälen, während die anderen sich in mehrere Seitenfjords teilen, die mit den inneren Gewässern ein fast unentwirrbares Labyrinth von Kanälen, Meerengen und Buchten schaffen. Die Gesamtentwicklung der Küsten ist durch jene zahnartigen Einschnitte so angewachsen, daß die westliche Küste der Halbinsel, deren Länge in gerader Linie nicht ganz 1000 Kilometer beträgt, sich auf mehr als 13 000 Kilometer, d. h. auf die Entfernung von Paris nach Japan, beläuft.

Die Plateaus Scandinaviens, die gewissermaßen brüsk über den nördlichen Meere auslaufen, die Abhänge, die die düsteren Täler der Fjords beherrschen, sind fast alle steil; es gibt deren, die sich als senkrechte oder überhängende, den hohen Bergen als Piedestal dienende Mauern erheben. So erreicht der im Süden von Bergen an den Ufern des Hardangerfjord gelegene Thorsunt eine Erhöhung von mehr als 1600 Meter. In mancher Bucht des westlichen Norwegens sieht man Wasserfälle von der Höhe der Riffe herabstürzen und sich in das Meer ergießen, so daß die Schiffe zwischen die Felswände und den Strahl der brausenden Katarakte gleiten können. Gühfeldt charakterisiert die Fjorde mit den Worten: „Fjord ist ein Zwischending zwischen Fluß, Alpensee und Meeresbucht. Vom Fluß haben sie die Längenausdehnung, gewundene Läufe und Nebenarme.“ Wir wollen hier einschalten, daß z. B. der Longneffjord so lang wie die Ems oder die Themse ist. „Vom Alpensee haben die Fjorde den Landschaftscharakter, Blide auf Schnee und Gletscher, von der Meeresbucht das Salzwasser, die Ebbe und Flut.“

Je weiter man sich von der Mündung eines Fjords entfernt, je tiefer man in ein solches eindringt, um so mehr ändert sich sein Landschaftscharakter. An dem Eingangstor erscheinen die grauen Felsen nackt und kahl. Wenn hoher Seegang ist, wenn die Dünung ungebrochen bleibt durch vogelgelagerte Küsteninseln, so brandet die See an dem starren Gestein auf; das Dampfboot erscheint wie ein Fremdling; der Geist verkehrt sich ein Jahrtausend zurück und späht nach dem Drachenschiff der Wikinger, welches einst diese Fluten teilte. Zu dieser Oede paßt nur die heulende See und der Sturmwind, welcher die Wellenfelsen vor sich herjagt. Sie ziehen vom Meere heran, den Mond bald verhüllend, bald freigebend, ein Spiel mit seinem bleichen Lichte treibend; regellos leuchten die weißen Wellenkämme auf, und der Gisch der Brandung. Ein Dämmerchein zeigt die grauen Massen des Festlandes in verwaschenen Umrisen; dann wird es plötzlich wieder Nacht, eine dunkle Wolke mit versilberten Rändern zieht unter dem Monde her, mit ihrem schnellen Fluge ein neues Aufleuchten vorbereitend. Es ist ein Schauspiel, das den Seefahrer an die Pazifikküste Amerikas verkehrt, wenn er, die Magellanstraße verlassend, in die stürmische See des stillen Meeres tritt; ein Schauspiel, das man bewundert, während man sein Ende herbeiwünscht.

Vinnenwärts steuernd, gelangen Fjordfahrer bald in ruhigere Gewässer. Die Kraft des Sturmwindes ist gebrochen durch das feste Land, und die Bindungen des Tales stellen eine ruhigere, rings von Bergen eingeschlossene Landschaft her. Dadurch löst sich der Fjord zu einer Reihe von Seebecken auf, die durch Verengungen des Wasserpiegels miteinander verbunden sind.

Der Reisende empfindet wohlthätig das Abnehmen der häufigen Bewegungen von Wasser und Luft; auch mindern sich Niederschläge und Bewölkung, und der Sommer hat Tage von mehr südlichem als nördlichem Charakter.

Dazu kommt ein anderes entscheidendes Moment: die Zunahme der Vegetation. Erscheinen uns die Mündungsufer der Fjords oft kahl und steif, so treffen wir im inneren Fjord dagegen Wiesen, Felder, Gärten, Baumbestände und Gebüsche, eine reiche Vegetation von Moos, Farnen, blühenden und beerentragenden Kräutern. Hier ist eine stärkere Humusschicht vorhanden, den Felsabhängen des durchrissenen Massivs ist oft sanftes Vorland angehängt, das von dem Wasser des Fjord bis zu dem Fuß des eigentlichen Absturzes reicht. Deshalb können hier Menschen wohnen, die Ackerbau und Viehzucht treiben, während an der Küste Pflug, Hacke und Spaten durch Boot, Segel und Ruder ersetzt sind.

Von dem inneren Endpunkte der sich am längsten erstreckenden Fjords gehen Fahrstraßen aus und durchschneiden das Land. Sie erstrecken sich über das hohe Fjeld, durch welches Norwegen in eine atlantische und eine Binnenhälfte geteilt wird, und sehen die Westküsten in Verbindung mit der Hauptstadt Christiania und den benachbarten Landschaften. Die wichtigsten dieser Fjords sind der Hardanger, der Sogne, der Romsdal und der Drontheimfjord, denen bekannt, auch durch landschaftliche Schönheiten berühmte Straßenzüge entsprechen.

Die vielfach erörterten Fragen und Entstehung der Fjords seien hier kurz nach Sophus Ruge („Norwegen“) berührt. Ein Vergleich mit ähnlich zerprengten Küsten hat gezeigt, daß die Fjorde fast nur an Längsküsten vorkommen, d. h. an solchen Küsten, an denen Gebirge entlang ziehen, im Gegensatz zu solchen Küsten, an denen Gebirgsketten nur in Vorgebirgen auslaufen und Täler oder Ebenen zwischen sich freilassen. Solche Längsküsten finden sich zwar in allen Erdteilen und in allen Zonen, aber Fjordbildungen

gibt es nur an der Westküste Grönlands, an den nördlichsten und südlichsten Strichen der Westseite Amerikas und an der Westseite der südlichen Inseln von Neuseeland. Vielleicht läßt sich dazu auch noch die Westseite Großbritanniens rechnen. Man findet demnach die Fjorde nur in dem kühleren Teil der gemäßigten Zone, nie in dem heißen Erdgürtel, und ferner stets auf der Westseite. Die Westseite ist in allen genannten Gegenden die Regenseite. Man weiß aber auch, daß die Fjordküsten ehemals vergletschert waren. Ferner sind diese schmalen Meeresarme stets in sehr hartes Gestein eingeschnitten. Also werden die fließenden Gewässer und die Gletscher an der Aushöhlung der steilwandigen Täler mitgearbeitet haben. Aber da man nur die inneren Teile großer Fjorde als reine Erosionstäler ansehen kann, so müssen auch noch andere Ursachen für die Entstehung dieser merkwürdigen Talbildung gesucht werden. Die größeren Täler sind schon im Aufbau des Gebirges, also tektonisch vorgezeichnet, oder durch einen Wechsel der Gesteine oder durch Risse und Spaltungen bedingt. Hier sammelten sich die Wasseradern zu Flüssen und schufen die Flußtäler schon vor der Eiszeit und zwischen den Eiszeiten. Aber in den Eiszeiten wurden durch die stärkere Gewalt der Eisströme die Täler noch bedeutend vertieft und erhielten im Querschnitt ein Profil, das dem U gleicht, während das Profil der Alpen Täler dem V ähnelt. So sind die Fjorde, bei denen auch noch eine Senkung der ganzen Gesteinsmasse angenommen werden muß, um den unteren Teil der Täler unter das Meeresniveau zu versenken, aus dem Zusammenwirken verschiedener Kräfte entstanden. —

J. Wiese.

Kleines feuilleton.

a. Totenbretter. Die Benutzung des Sarges bei der Totenbestattung ist in den ländlichen, besonders den Gebirgsgegenden Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz verhältnismäßig neueren Datums. Früher wurde der Tote entweder in einer oben offenen Truhe aus fünf nackten Brettern, wobei der Kopf durch übergespannte Leinwand oder ein darübergeageltes Brettchen geschützt wurde, oder überhaupt nur auf einem Brette fest gebunden, zum Friedhof getragen. Bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts kannte man z. B. in dem Städtchen Weilheim nur die roh gezimmerten Totentrühen, und selbst als der Sarg allgemeiner eingeführt war, war ein solcher doch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in den ländlichen Bezirken Oberbayerns noch ohne Deckel, so daß das Gesicht des Toten wie bei der Truhe beim Einlassen in das Grab durch ein Brett oder Tuch geschützt werden mußte. fand das Begräbniß auf einem bloßen Brette statt, so wurde der Tote auf diesem Brette festgebunden und auf dem Friedhofe wieder losgeschnitten. Von dem schräg gestellten Brette ließ man ihn in das Grab gleiten. Daher findet sich im Salzburgerischen, Oberbairischen usw. noch oft der Ausdruck „Brettelrutchen“ für Begräbniß. „Der ist schon längst hinuntergerutscht“, ist die Umschreibung für längst gestorben. Vereinzelt, so in den Gebieten des Salzammerquates, wird der Tote wohl mit dem Brette selbst begraben. Der Leichnam war bei einem derartigen Begräbniß, wie wohl auch heute überall noch auf dem Lande, in seine besten Kleider gehüllt, obwohl auch das Einnähen in Leinwand vorkam. Nach Stendels Chronik war ein solches Einnähen in Leinwand 1742 in Ravensburg gebräuchlich.

Wie der Tote auf einem Brette zu Grabe getragen wurde, so mußte er auch bis zur stattfindenden Beerdigung auf einem Brette ruhen. Diese Sitte, altgermanischen Ursprungs, ist von dort in das Mittelalter mit hinübergenommen worden. Bei rittermäßigen Leuten übernahm dann der Schild die Rolle des häuerlichen Brettes; im schweizerischen Landesmuseum in Zürich sind solche Totenschilder zu sehen.

Ist auch das Begräbniß auf einem bloßen Brette mehr und mehr abgekommen, an der Totenruhe auf dem Totenbrette hält das Landvolk in den Gebirgsgegenden nach wie vor unvermindert fest. Sobald der Sterbende den letzten Atemzug getan, wird er gewaschen und dann angekleidet auf das bereitgehaltene Brett gelegt, auf welchem er mit einem weißen Tuche bedeckt liegen bleibt. Erst wenn der Weg zum Friedhofe angetreten werden soll, wird der Tote in den Sarg getan. Im Salzburgerischen geschieht dies mit den seit altersher gebräuchlichen Worten: „So werden wir jetzt halt den ehriamen Mitbruder vom Brett heben und werden ihn einlegen in die Truhen und werden ihn in Gottes Namen auf den Freitof tragen. Auf auf!“

Das Brett nun, auf dem der Verstorbene geruht, wird von den Hinterbliebenen zur Erinnerung und zum Andenken an den Toten aufbewahrt und aufgestellt. Diese Aufstellung geschieht entweder am eigenen Hause oder sonst auf öffentlichen Plätzen. Von Steiermark sagt z. B. Rosegger, daß die über Türen und Fenster der Bauernhäuser angeagelten Totenbretter wahre häuerliche Anengalerien bilden. Im bayerischen Walde, in Tirol, an der böhmischen Grenze, im Salzburgerischen, im schweizerischen Appenzell usw. erfolgt jedoch diese Aufstellung an öffentlichen Orten und Plätzen. Man kann sie da reihenweise nebeneinander an Friedhofsmauern, Wegkapellen, am Waldestrand, an einzelnstehenden Bäumen, an Feld- und Wegkreuzungen, Wegscheiden, an Räumen und Gehöften, an Flußübergängen, Brücken usw. finden. Otto Nieder beschreibt eine Linde auf einer Aussichtshöhe bei Bad Jägershof an der böhmischen

Grenze, die bis in die obersten Aeste mit Totenbrettern förmlich gepanzert sei. Im bayerischen Orte Lam zählte jener neben dem Friedhof an einer Gartenmauer 25, bei Kötzting, ebenfalls in Bayern, an einer Scheuer 27, ein paar Schritte weiter noch 19 Totenbretter. Häufig ist auch das Benutzen der Totenbretter als Gangsteige über feuchte Wiesen und als Brücken über kleine Bäche. So sind die zwischen Lermoos und Ehwald in Tyrol durch den Moosgrund führenden Wege mit Leichenbrettern besät.

Was die Form der Totenbretter anbetrifft, so finden sich solche vom einfachsten rohen Brette bis dem schreiend buntesten, an die der häuerliche Schreiner und Maler sein ganzes Können gesetzt; rund, rechteckig, mit Giebeldach versehen usw. Allen aber ist ihr Zweck aufgeschrieben. „Hier auf diesem Brette hat einst geruht“ — „Hier ruhte nach seinem Hinscheiden bis zur Beerdigung“ — „Hier lag als Leichnam“ — oder einfacher „Zur Erinnerung an“ — „Denkmal des“, so lauten diese Aufschriften. Sehr scharf werden dabei der Stand und die häuerlichen Rangverhältnisse auseinandergehalten. Ob der Verstorbene Jüngling oder Jungfrau, verheiratet oder verwitwet, Bauer oder Häusler war, wird weiterschweifig angegeben. Doflers findet man den Toten auf dem Brette wie im Leben abgebildet, nur mit dem Todeskreuze auf dem Haupte. Auch gewerbliche Attribute, so zwei Mähkräder für einen Sägschneider, eine Brezel für einen Bäcker, fehlen dabei nicht.

Ebenso finden sich Grabgedichte in irgend einer Form bei den meisten. Natürlich sind die poetischen Ergüsse außerordentlich ungleich. Von tiefem Ernste über die irdische Vergänglichkeit sprechen folgende Zeilen:

„Ich lieg im Grab und muß verwehen,
Was du jetzt bist, bin ich gewesen,
Was ich jetzt bin, das wirst auch du,
Drum steh und bet für meine Ruh.“

Gutmeynt, aber überaus holperig sind die Verse auf einem Totenbrett auf dem Friedhofe zu Grödig (Salzburg). Sie erzählen dem im Jahre 1872 während des Kirchganges durch Schlagschlag erfolgten Tod einer Mutter:

„Hinfällt sie in des Waldes Gras
Leichen- und totenblaz
Straße auf, Straße ab!
Alles ruhet, rennet, betet
In Reihen um sie geletet.“

Bis zur unfreiwilligen Komit steigert sich jedoch die „Poesie“ bei einem Grabgedichte, das Hörmann mittelt und das da lautet:

„Hier liegt ein junges Dohselein,
Des Meisters Dohsens Söhnelein.
Der liebe Gott hat nicht gewollt,
Daß er ein Dohse werden sollt.
Drum nahm er ihn aus dieser Welt
Zu sich ins frohe Himmelszelt,
Der alte Dohs hat mit Bedacht
Kind, Sarg, Vers alles selbst gemacht.“

Bei dem abergläubischen Sinne der ländlichen, zumal der in Frage kommenden Gebirgsbevölkerung wäre es seltsam gewesen, wenn sich nur die Erinnerung und nicht auch Zauberipud und Aberglauben an diese Totenbretter geheftet hätten. Und in der Tat finden sich derartige Sitten und Gebräuche in den verschiedenen Gegenden reichlich. Viele derselben sind sicher uralte und klingen noch an den altgermanischen Seelenkult an. So bettet man ganz allgemein den auf dem Totenbrette Liegenden so, daß dessen Füße der Haustür zugekehrt sind, um ein Wiederkommen des Toten zu verhindern. In der Oberpfalz nimmt man, während der Tote hinausgetragen wird, das dem Haupte untergelegt gewesene Stroh und zündet es in einem großen alten Topfe an, damit die Seele im Grabe Ruhe findet. Mit dem Brande eilt man dann auf das nächste Feld, wo das Stroh vollends in Rauch aufgeht. Auf diese Stelle im Feld wird das Leichenbrett gestellt. Die Seelen halten sich dann in der Nähe ihrer Totenbretter auf und erscheinen als Lichtlein. Durch ein recht profaisches Mittel suchte man in dem oberfränkischen Markorte Gefrees das Wiederkommen der Toten zu verhindern, indem man sich nämlich mit dem bloßen Hintere auf das Brett setzte, von dem toeben der Tote genommen. Ganz direkt dem Gebiete des Seelenkultes gehört der in einigen althayerischen Gegenden übliche Gebrauch an, den Audesteig zum Leichenhause auf dem Totenbrette aufgehen zu lassen. Die arme Seele soll wenigstens auch was vom Schmause haben. —

— Der Osnabrücker Schnatgang und die Laifchaften. In Osnabrück ist, wie die „Tägl. Ndtg.“ berichtet, nach langjähriger Pause am 15. August ein Fest gefeiert worden, das sich rühmen darf, das einzige seiner Art in Deutschland zu sein. In der alten Stadt Osnabrück gibt es sogenannte Laifchaften, aus dem Mittelalter stammende Vereinigungen von Laien, die die Erhaltung städtischen Grundbesitzes in bürgerlichen Händen bezwecken und nach den sechs Toren der Stadt Hegerlaischaft, Martinianerlaischaft, Natrupelaischaft usw. benannt werden. Diese Laifchaften besaßen mehr oder minder umfangreiche Grundstücke, deren Erträge den sogenannten „Interessenten“ zugute kamen. Sie verwalteten ihre Angelegenheiten selbst und gewannen mancherlei Gerechtfame und Vorrechte. Man führt die Entstehung der Laifchaften vielfach sogar auf die Zeit Karls des Großen zurück, des Gründers des Bistums und der Stadt. Die Schnatgänge (Schnat

= Grenze) stellten und stellen große Volksfeste dar, die unter Teilnahme der ganzen Bürgerschaft vollzogen wurden. Ein großer Zug bewegt sich an den Grenzen des Landschaftsbezirks entlang. Die Häuser und Straßen sind aufs festlichste und absonderlichste geschmückt, und der Humor kommt in unverfälschter Weise zur Geltung. Wo irgend eine Beeinträchtigung der Grenzen durch einen Nachbarn stattgefunden hat, da hieß man im Wege stehende Bäume, Sträucher usw. ab. Damit, wie es hieß, die Jungen sich die Grenzverhältnisse besser merken sollte, wurden den Jungen regelrechte Ohrfeigen verabfolgt, die später in Gestalt zahlreicher Schnatgangs-Kringel wieder verjüßt wurden. Das ganze Fest stand unter dem Zeichen des alten Landschaftsrufes „Alle ufe“, d. h. „alles unser“. Die älteste der Laichschaften war die Hegerlaichschaft, fast die einzige, die überhaupt noch besteht und die noch ausgedehnte Waldgrundstücke, das Hegerholz, besitzt. Man hat es verstanden, die alten Traditionen aufrecht zu erhalten und so vollzog sich auch jetzt das Schnatgangsfest in einem reizvoll belegenen Ausflugsorte in althergebrachter Weise. Die alte, schöne Fahne erschien im Zuge, ebenso das geschichtliche Hirtenhorn, das über 300 Jahre alt ist, die Trommel, die einstmals zum Verscheuchen der Wölfe diente u. a. m. Die Hegerlaichschaft darf sich rühmen, die älteste tätige Feuerprihe im Deutschen Reiche zu besitzen, die etwa 200 Jahre alt ist und nach wie vor die besten Dienste leistet. —

— Die alte Emden Bürgerwache, 1691 zwischen dem Rathaus und dem Ratsdelst, in dem sie sich spiegelt, gebaut, die einen Hauptbestandteil des dortigen malerischen Aemder Stadtbildes ausmacht, ist neuerdings ihrer Bestimmung entzogen worden, indem die zuletzt darin untergebrachte Stadtpolizei anderswohin verlegt wurde. Sie hat manchen interessanten Vorgang überdauert, wurde sie doch in den Tagen des Großen Kurfürsten einmal eine Zeitlang zugleich von kurbrandenburgischen, holländischen und Stadt-Emder Wachsoldaten bezogen; fortan aber kennzeichnet nur noch die originelle altholländische Türüberschrift „Slaept niet die daer wackt“ ihre einstige Bestimmung. Diese Wache ist aber auch jetzt das einzige, was noch an die bitteren Jugenderlebnisse Seumes in Emden erinnert. Der nachmalige Verfasser des „Spaziergangs nach Syratius“ wurde bekanntlich vom damaligen Landgrafen von Hessen zweimal „als Soldat“ verkauft, erst nach Amerika, dann an Preußen und kam so als Musketier nach Emden. Eines Tages schrieb er hier als Tor der Wache einen lateinischen Vers, der einem Offizier auffiel (Seume war vormals Student der Theologie), und seitdem besetzte sich sein Loz, indem ihm der damals in Emden anwesende General Courbière, wie auch mehrere wohlhabende Bürger die Erziehung ihrer Kinder übertrugen. Gleichwohl unternahm er, vom Heimweh übermannt, zwei Fluchtversuche, die zwar beide mißglückten, aber seine Lage nicht allzu sehr verschärften, denn man hatte allgemein Mitleid mit seinem Schicksal. Das eine Mal (1784) verirrete er sich im Nebel, so daß er am anderen Morgen, nachdem die Glocken und die auf dem Stadtwalle aufgestellten Kanonen die Flucht des Deserteurs bekanntgegeben hatten, dicht vor den Toren der Stadt, wahrscheinlich in der Gegend der jetzigen Seumestraße wieder festgenommen wurde. Das andere Mal (1787) schleppte er sich durch Schnee und Morast bis Detern an der oldenburgischen Grenze, von wo er dann wiederum zurückgeholt wurde. Die Spieghelengänge, denen er eigentlich verfallen war, wurden ihm beide Male insofern seiner sonst guten Führung in mehrtägiger Haft bei Wasser und Brot gemildert, und letztere sogar mit dem Hinzufügen: der Arrestant werde wohl nichts dagegen haben, wenn ihm die Bürger zuweilen ein Stück Braten senden möchten. Diese diskrete Mahnung war nicht vergebens, und selten hatte hier ein Gefangener so gute Tage. Nachdem die Zeit der Haft verstrichen war, fragte ihn obendrein ein Bürger, Kaufmann Tappernen: „Warum bitten Sie nicht einmal um Erlaubnis, Ihre Heimat (Sachsen) wiederzusehen?“ — „Ich würde nicht wiederkommen.“ — „Gewiß nicht“, sagte der Kaufmann, „aber bieten Sie eine Kaution.“ — „Das kann ich nicht, denn ich habe nicht so viel Geld.“ — „Aber ich, bieten Sie 180 Taler.“ — „Ich komme nicht wieder.“ — „Was geht das mich an; das Geld liegt für Sie bereit.“ Seume bat um die Erlaubnis, erhielt sie und entkam diesmal glücklich.

Aus der Pflanzenwelt.

Im „Saison-Dimorphismus“. Jene eigenartige Erscheinung im Tierreich, daß von einer bestimmten Art zwei verschiedene Generationen vorhanden sind, die durch Zeugung eine aus der anderen entstehen, die als Saison-Dimorphismus lange bekannt ist, hat der Botaniker Wettstein auch für das Pflanzenreich nachgewiesen. Da aber bei den Pflanzen die eine Form nicht aus der anderen hervorgeht, sondern beide Formen für sich fortpflanzungsfähig sind und stets dieselbe Form wieder erzeugen, so schlägt Behrendsen für diese Erscheinung den Ausdruck „Saison-Diphylismus“ vor. Die Botaniker haben aber einstweilen die Bezeichnung Saison-Dimorphismus beibehalten.

Beobachtet wurde diese Erscheinung im Pflanzenreiche nur bei Wiesenkräutern, so beim Klappertopf, Augentrost, Cuzian, Glockenblume usw. Sie äußert sich in folgender Weise: Es sind von einer Pflanze zwei parallele Reihen von Arten oder Formen, die sogenannte Sommerform und die Herbstform entstanden.

Beide kommen im selben Gebiete vor und haben neben einer Reihe übereinstimmender Artmerkmale einige Unterschiedsmerkmale, die sich meistens im äußeren Wuchs zeigen. Die Sommerform ist lang und unberzweigt, während die Herbstform gedrungen und mehr oder weniger stark verzweigt wächst. Die Wettsteinischen Untersuchungen haben ergeben, daß beide Formen für sich charakteristische Nachkommen zeugen und durch die Entstehung dieser beiden Formen auf eine Anpassung an die Heumahd zurückzuführen ist. Die Stammform der jetzigen zwei Formen muß den höchsten Grad ihrer Entwicklung gerade zur Zeit der Heuernte erreicht haben. Aus abnorm früh, vor der Ernte, und aus abnorm spät, nach der Ernte sich entwickelnden bzw. fruchtenden Exemplaren sind durch natürliche Auslese die beiden Formen entstanden.

Möglich wäre die Entstehung der beiden Formen aber auch so: Pflanzen von der Art der jetzigen Sommerform, also ungeglederte Exemplare, sind nach vollzogener Samenreife mit dem Grafe abgemäht worden. Aus dem auf der Wiese verbleibenden Stof treiben dann neue Schößlinge hervor, so daß ein verzweigter Busch entsteht, der nochmals zur Samenreife gelangt. Diesem zweiten Samen könnten dann die Eigenschaften später Entwicklung und verzweigten Wuchses innewohnen.

In manchen Fällen tritt neben den beiden saison-dimorphen Formen auch noch die Stammform auf, die monomorphe Urform. Auch sind Beispiele bekannt, daß sich saison-dimorphe Arten in die monomorphe Urform zurückverwandelt haben, dann nämlich, wenn die Formen an Orten auftraten, wo die den Saison-Dimorphismus bedingenden Verhältnisse (Mähen des Grafes) fehlten. —

Humoristisches.

— Ein kleiner Irrtum. Ein eigenartiges Mißgeschick hat kürzlich, so erzählt ein Leser der „Tägl. Rundschau“, einen über-eifrigen Regierungsbeamten ereilt. War da in einem rheinischen großen Industrieorte behördlicherseits eine Kesselrevision angeordnet. Bei der Untersuchung stellte einer der besichtigenden Ingenieure fest, daß ein großer Kessel noch keinen festgewordenen Niederschlag, den sogenannten Kesselstein, aufwies. Er berichtete dementsprechend an seine Behörde: „Kesselstein war nicht vorhanden.“ Nicht wenig erstaunt und erheitert war jedoch die Direktion der betreffenden Fabrik, als ihr wenige Tage darauf ein amtliches Schriftstück zugeht, das die Aufforderung enthielt: „Fehlender Kesselstein ist binnen acht Tagen zu beschaffen!“ —

— Trost in Tränen. Meister Schulze ist von seiner Reise, die er sich aus „Standesrücksichten“ leisten mußte, zurückgekehrt, macht es sich auf dem Sofa bequem und harret der ersten kühlen Wunden, die ihm die Gattin spenden soll. Da kommt sein Jüngster, Mäge, in die Stube und schreit: „Vater, Mutter hat mir schon wieder mit det olle Holz jehauen!“ — „Na“, sagt Vater Schulze tröstend, „beruhige Dir man, Mäge, von morgen an verhaue ich Dir wieder.“ —

Notizen.

— Zur Errichtung eines Reitermuseums in Mecklenburg, und zwar zum 100. Geburtstag des Dichters am 7. November 1910, hat sich ein Komitee unter Vorsitz des Professors Gaedertz-Greifswald gebildet.

— „Helden von ehemals“, ein dreitägiges Drama von Augusto Novelli, wurde in Turin zum erstenmal aufgeführt. Das Stück behandelt die Stellungnahme eines Revolutionärs von 1853, späteren Staatsanwalts, zu den sozialen Kämpfen der Gegenwart.

— Die Errichtung einer deutschen Nationalbühne wird für Weimar geplant. Ende September sollen dort Beratungen größeren Stiles stattfinden, als deren nächstes Resultat die Gründung eines Nationalauschusses gedacht ist.

— Das Lorzing-Theater wird am 1. September mit „Zar und Zimmermann“ eröffnet.

— „Die drei Pintos“, eine wenig gespielte komische Oper Karl Maria von Webers, soll im Züricher Stadttheater zur Aufführung kommen.

— Die bayerische Landesausstellung in Nürnberg hat mit einem großen Fehlbetrag abgeschlossen. Der Hauptauschuh veranschlagt ihn auf rund eine Million Mark.

— Eine schön erhaltene römische Heizanlage fand man bei Ausgrabungsarbeiten vor der Liebfrauenkirche in Trier. In unmittelbarer Nähe der Anlage stieß man auf einen mit großen Quadern ausgebauten tiefen Kanal.

— Musik und Arbeit. Um die beim Bau des Panamakanals beschäftigten Arbeiter zu beschleunigter Tätigkeit anzuspornen, nimmt die Bauleitung die Musik zu Hilfe. Sie ist dahinter gekommen, daß singende Arbeiter die höchsten Leistungen erzielen. Darum werden guten Vorsängern unter den Erdarbeitern besondere Prämien bewilligt. Den Profitjägern müssen eben alle Dinge zum besten dienen. —